Der „Segen“ der Zivilisation

Von Dr. Georg Prüschenk

Es gab eine Zeit — sie ist noch nicht allzu lange her —, in welcher man im Ernst davon überzeugt war, daß die sogenannten Wilden früher oder später in sogenannte zivilisierte Menschen verwandelt werden müssen. Das war in jenen uns heute seltsam naiv anmutenden Tagen, in welchen wir der wenig bescheidenen Ansicht waren, daß hier in Europa das Höchste an Kultur und Zivilisation erreicht wäre, was sich schlechterdings auf dieser besten aller Welten überhaupt erreichen ließe.

Die ins Phantastische gehende Verfeinerung der Untersuchungsmethoden, die sich ständig steigende Kühnheit und Sachlichkeit der Forscher, die von Europa her fremde Kulturkreise aufschlossen, haben uns aber darüber belehrt, daß wir nicht das geringste Recht haben, die europäische Kultur und Zivilisation für etwas Besseres anzusehen als manche andere fremde Kulturen und Zivilisationen. Wir erlebten einen merkwürdigen Umschlag gegenüber der früheren Unterschätzung aller außereuropäischen Kulturgüter. Aber es ergab sich bald, daß man nicht einfach Gedanken, die unter einer anderen Sonne entstanden, von andersfarbigen Menschen gedacht wurden, die in einem anderen Lande wuchsen, in die kühle, helle Luft unseres europäischen Himmels verpflanzen kann.

Ja, wir stiegen von unseren hohen europäischen Thronen, seitdem uns eine wirklich tiefschürfende und feinfühlige Völkerkunde darüber belehrte, daß selbst die Wildesten der sogenannten Wilden, die „Menschenfresser“ etwa, die Veddas auf Ceylon oder die Eingeborenen Inner-Australiens ihr privates und Gemeinschaftsleben zu so festen, zweckmäßigen und heilig gehaltenen Formen gefügt haben, daß innerhalb des Stammbereichs Verbrechen oder Gewalt so gut wie unmöglich gemacht werden. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, der Alten zu den Jungen, der Männer zu den Frauen, der Herrschenden zu den Beherrschten ist auf eine vielleicht primitive, aber deshalb nicht minder kunstvolle und würdige Weise gestaltet.

Beschämt müssen wir heute erkennen, daß fast alle Versuche, jenen fernen Menschen die „Errungenschaften“ der europäischen Zivilisation mit mehr oder weniger sanftem Zwang beizubringen, nur schädliche Folgen gehabt haben und größere Verheerungen und Verwüstungen unter ihnen anrichteten, als es die vielleicht wirklich grausamsten Stammesfehden und Menschenfressereien jemals hätten verursachen können. Es ist unmöglich, die Menschen fremder Erdteile zuerst mit den Waffen unserer Technik und Organisationskunst mit roher Gewalt zu unterwerfen, wie man es vor allem mit den Indianern Nordamerikas gemacht hat, um dann, wenn die Kraft der anderen gebrochen ist, sie mit „Humanität“ und Menschenliebe künstlich am Leben zu erhalten. Die Büffel Nordamerikas wurden bis auf ein paar kümmerliche Nachfahren, die in Naturschutzparks heute mit aller nur möglichen Sorgfalt gehegt und gepflegt werden, abgeschossen. Damit nahm man den Rothäuten ihre eigentliche Jagdbeute. Ist es zu verwundern, daß sie die weißen Eindringlinge grimmig haßten und in immer erneuten Aufständen sich der unvermeidlichen weißen Rasse zu erwehren suchten. Aber es nutzte ihnen nicht viel. Stämme, die sich nicht bedingungslos unterwerfen wollten, wurden schließlich genau so ausgerottet wie die Büffel. Was übrig blieb, wurde in engen Reservationen zusammengepfercht — eng im Vergleich zu den grenzenlosen Steppen, die früher den Indianerstämmen zur Verfügung standen.

Die Helden unserer Knabenjahre sind heute längst zu armseligen, bettelhaften Außenseitern geworden, die niemand mehr recht ernst nehmen kann. Die amerikanische und kanadische Regierung zahlt den in ihren Gebieten wohnenden, in den Reservationen zusammengefaßten Indianerresten jährlich ein Kopfgeld als kümmerliche Entschädigung dafür, daß man ihnen Freiheit, Reichtum und Land wegnahm.

In manchen Gebieten ist das, was früher heroischen Ernst und kriegerische Sitte bedeutete, zu bloßem Theater herabgewürdigt worden: Es gibt eine ganze Reihe von Stämmen, die heute davon leben, vornehmen Reisenden, die in eleganten Privatautomobilen oder Ausflugsomnibussen in ihre Gebiete kommen, für Geld die alten Kriegstänze und Reiterkünste vorzuführen. Aus dem „wilden Westen“, dessen rauhe und wilde Wirklichkeit längst der Vergangenheit angehört, wurde **ein gefahrlos auf Flaschen gezogenes Idyll, gerade amüsant** genug, um einen Sommerurlaub abwechslungsreicher zu machen, um knipswütigen Ladies und Gentlemen Gelegenheit zur Aufnahme von eindrucksvollen Ansichtspostkarten zu geben. Die Tänze, in denen sich früher vielleicht tiefe, naturnahe Beschwörungen manifestierten, sind zur Maskerade, zur Vorstellung herabgesunken. Mokassins und Federschmuck, Kriegsbeile und Bogen werden [illegible] den Angehörigen solcher Indianerstämme, durch deren Gebiet die großen Ausflugsomnibusse fahren, nur noch am Sonntag angelegt, wenn es gilt, Geld zu verdienen. Am Alltag trägt man Hemd und Hose, Filzhut und Schnürschuhe, hat vielleicht ein Auto in der Garage und bevorzugt statt des zugigen, ungeheizten Wigwams einen Bungalow mit Warmluftheizung und Plüschmöbeln.

Doch hat es heute keinen Sinn mehr, darüber zu jammern, daß die weiße Rasse eigentlich alle fremden Menschen, die mehr oder weniger freiwillig mit ihr in Berührung kamen, in irgendeiner Weise krank gemacht hat. Wir merken heute, daß es leichter ist, Geister zu rufen, als sie wieder loszuwerden. Zwar vernichteten wir uralte Kulturen, zerbrachen Jahrtausende alte Menschenordnungen, die Eintracht und Friede noch auf Jahrtausende hinaus zu verbürgen schienen, aber gleichzeitig waren wir dumm genug, jenen farbigen Menschen unsere eigenen Waffen in die Hand zu geben: moderne Naturwissenschaften und Technik. Nun schlägt der allzu straff gespannte Bogen gegen uns selbst zurück.

Riesige Gebiete, die seit Jahrzehnten, ja Jahrhunderten von Europa abhängig waren und ihre Reichtümer an Europa ablieferten, „erwachen“ heute und werden früher oder später sich unabhängig machen: China, Indien, Java usw. besagen genug. Auch uns selbst geht es schlecht genug. Wir haben verlernt, an den „Segen“ unserer heutigen Zivilisation zu glauben. Ja, es gibt unter uns denkende Menschen genug, die unsere eigene Zivilisation verfluchen. Der Fortschritt der europäischen Menschheit, der unaufhaltsame Siegeszug ihrer Zivilisation und Technik führe auch uns — so wird von einigen behauptet — immer mehr in eine Sackgasse, in der sich alle Entwicklung totliefe. Kann man diesen trostlosen Ausweg umgehen? Wenn der technische Apparat, mit dem wir unser Leben umstellt haben, so mächtig wird, daß auch wir kaum mehr atmen können und schließlich von ihm erdrückt werden, dann wäre es ja das beste und richtigste, wenn wir alle Errungenschaften der Zivilisation und Technik radikal zerstörten. Aber was wäre dann? Wir würden damit auch alles preisgeben, was uns schicksalhaft von der Natur als unsere Lebensform vorgezeichnet wäre. Wenn wir alle Maschinen und technischen Leistungen vernichteten, wie unsere Romantiker wollen, sänken wir unter das Niveau des tierischen Daseins herab. Aber auch die Zeit ist vorbei, in der wir annahmen, daß wir von China, Indien oder sonst einem fernen Lande irgend etwas würden lernen können. Jedes Volk, jede Rasse kann nur im Umkreis des eigenen bodenverwurzelten und gewachsenen Daseins zu Form, Ordnung und Ausgleich zurückfinden.

Ein Bergführer erschloß die Allgäuer Alpen

RDV. Die Erschließung der Allgäuer Alpen, besonders aber ihrer kühnsten Spitzen, der bis 2643 Meter hohen Mädelegabel-Gruppe, ist mit dem Wirken eines Bergführers eng verbunden, dessen Todestag sich am 6. März zum 25. Male jährte: Johann Baptist Schraudolph aus Einödsbach. Die beiden Vettern Vinzens und Johann Baptist waren die ersten Mädelegabel-Führer und galten auch als die besten Besteiger. Baptist war schon als zehnjähriger Bub ganz allein und zum erstenmal auf dem Gipfel der Mädelegabel, dem Herz der Allgäuer Alpen. Er gilt als der erste bekannte einheimische Ersteiger des Berges (1836). Als später in Oberstdorf das Führerwesen Anklang fand und Schraudolph 1875 seine Autorisierung als Führer erhielt, führte er bis zur Jahrhundertwende rund 500 Partien auf das „Mädeli“. Auch der Weg durch die „Wilden Gräben“ zum Gipfelmassiv wurde im oberen Teil von ihm benutzt, ehe Touristen an die Begehung dachten. In den fünfziger Jahren führte er als erster eine Partie über den Südwestgrat zum Gipfel. 1869 erreichte Hermann von Barth unter Schraudolphs Führung die erste touristische **Ersteigung der Trettachspitze über den Nordostgrat.**

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 21 | **11. März 1933** | **7. Jahrgang**



Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau i. Sa.

25. Fortsetzung

Bald dröhnten im Keller die schweren Hackenschläge. Das alte Gemäuer weicht. Otto schwitzt, aber es zeigt sich auch Erfolg.

Ein Hohlraum wird allmählich sichtbar.

„Geben Sie mir das Licht, Toni!“ Heftig erregt leuchtet er in das dunkle Loch hinein.

Ein Jubelschrei.

„Toni! Eine mächtige Kassette steht hier drin.“

Auch das Mädchen wird von seinem Fieber ergriffen. Die Kerze, die er ihr zurückgegeben hat, zittert in ihren Händen.

Otto macht die Oeffnung breiter, und endlich kann er die große, schwere Kassette unter Aufbietung seiner ganzen Kraft herausziehen.

„Gefunden, Toni! Aber nun schauen wir erst einmal nach, ob draußen alles in Ordnung ist.“

Sie klettern aus dem Keller und blicken aufs Meer. Da bemerken sie ein Motorboot, das Kurs auf die Insel zu nehmen scheint.

Das Mädchen faßt Otto unwillkürlich am Arm. „Was — — was soll das bedeuten?“ Auch Borke wird unruhig und vergewissert sich, ob sein Revolver geladen ist.

„Der Schatz scheint noch andere Liebhaber zu finden,“ meint er stirnrunzelnd.

„Kommen Sie schnell.“ Dann eilen die beiden [illegible] Haus. Otto klettert behend in den Keller und schlingt ein starkes Seil um die Kassette, dann steigt er wieder heraus und zieht mit Toni den Schatz hoch.

Toni muß alle Kräfte zusammennehmen, denn die Kassette ist sehr schwer. Aber es gelingt. Sie legen sich die Stricke um die Schultern, packen die gewichtige Truhe an den breiten Griffen und schleppen sie Schritt für Schritt weiter.

Als sie aus dem Hause treten und über das hohe Gebüsch blicken, das den Bau umwuchert, da sehen sie gerade, wie das Boot schon eine Landungsstelle sucht.

„Wir müssen uns rasch hier seitlich in die Büsche schlagen und einen weiten Bogen machen. Ein Glück, daß wir das Boot gut verborgen haben,“ flüstert Otto.

Es wird ein mühevolles Schleppen durch das Gestrüpp, aber es deckt auch, und Otto verliert die Richtung nicht. So kommen sie glücklich an den Strand ganz in die Nähe ihres Motorbootes. Vorsichtig und mit großer Anstrengung bringen sie die schwere Kassette im Boot unter.

Otto hat plötzlich einen Einfall.

„Toni, ich schleiche noch einmal zurück. Ich will sehen, ob ich was beobachten kann. Vielleicht läßt sich Licht in die Tragödie Ihres Vaters bringen.“

Ehe das Mädchen zu widersprechen vermag, ist er im Buschwerk verschwunden.

Otto kommt ins Haus, als das fremde Boot eben anlegt.

Rasch springt er in den Keller, holt das Werkzeug und verbirgt sich mit ihm in unmittelbarer Nähe der Behausung.

Und wartet. — Zwei Männer erscheinen. Der eine hat ein Raubvogelgesicht, der andere wüste, vom Trunk aufgeschwemmte Gesichtszüge.

Otto prägt sich die Galgengesichter gut ein.

Sie verschwinden im Hause.

Es dauert eine gute halbe Stunde, ehe sie wieder auftauchen.

Sie sind augenscheinlich schlechtester Laune.

„Damned,“ flucht der eine mit dem Raubvogelgesicht. „Da ist uns jemand zuvorgekommen! Dreimal hatten wir alle abgeklopft und durchsucht, und nun ist doch ein Hohlraum vorhanden. Jetzt leer, natürlich!“

„Ob überhaupt was drin war?“

„Sicher war was drin! Der Chef wird fluchen!“

„Der Chef soll nur zufrieden sein. Der hat aus Batavia für zwei Millionen Diamanten — ich sage dir, die herrlichsten Steine — mitgebracht, die waren dort im Hause des Herrn Ardenber. Schlauer Fuchs unser Chef, daß er da hinterkam, daß Ardenber mit Hardenberg identisch ist. Da hatte der Schreiber auf dem Amt in Batavia vermutlich nicht recht verstanden und den Namen falsch eingetragen. Für zwei Millionen Diamanten hatte der Chef akapert. Vielleicht sind's noch mehr!“

„Also deshalb hockt er jetzt in Amsterdam, will sie wohl umsetzen?“

„Klar! Muß aber verflixt aufpassen. Wir wollen ihm heute noch ein Telegramm schicken. Willst du zum Telegraphenamt?“

„Well!“

Noch einmal schaut der Mann mit dem Raubvogelgesicht zurück. Dann flucht er kräftig.

„Müssen depeschieren, daß die Nachforschungen abermals erfolglos verlaufen sind.“

„Zum Teufel! Soll Geld schicken! Meins langt knapp für die Reise.“

Das waren die letzten Worte, die Otto erlauschen konnte. Die Männer entfernten sich rasch. Nach zehn Minuten waren

sie samt ihrem Boot verschwunden. Nur ein kleiner Punkt war noch im Meer zu sehen.

Otto rieb sich die Hände.

„Ah, jetzt haben wir die Bande! Nun werden wir bald erfahren, warum man dem armen Vater Tonis Gift zu schlucken gab" murmelte er vor sich hin.

Er nahm nun nicht den Umweg durch die Büsche, sondern lief die kürzeste Strecke zum Strande, wo Toni schon ängstlich gespannt im Boot auf ihn wartete.

„Endlich! Nun? Hat es was genützt?"

„Viel, viel, Tonichen! Jetzt wird Klarheit, und Ihres Vaters Tod gerächt werden!"

„Gebe es Gott!"

Otto sprang ins Boot, der Motor surrte an und rasch schnitt das Fahrzeug seine Bahn in das blaue Meer.

Flink stieg Otto aus, half Toni beim Herausklettern und holte dann ein Auto heran. Gemeinsam mit dem Chauffeur den eine Handvoll Peseten sehr arbeitsfreudig stimmte wurde die Kassette in das Auto verfrachtet. Dann brachte man Toni unter.

„So, Toni, jetzt fahren Sie heim! Aber bitte, warten Sie auf mich. Ich habe noch das Boot zurückzubringen und muß dann aufs Telegraphenamt."

Toni versprach zu warten.

Am Telegraphenamt wurde Ottos Geduld auf eine harte Probe gestellt.

Er wartete bereits zwei Stunden, aber das Galgenvogelgesicht wollte sich nicht zeigen.

Endlich, es war schon gegen Abend, da kam der schwer Erwartete und trat zum Schalter. Otto schlich sich unauffällig hinter ihn und bemühte sich, die Adresse zu erspähen.

Es glückte nicht. Der der Beamte wiederholte laut und deutlich die Adresse, damit kein Irrtum vorkäme: „John Buteson, Amsterdam, Hotel Europa."

Otto war befriedigt. Er notierte sich die Adresse auf ein Telegrammformular, und als ihn dann der Beamte fragte was er wünsche, da erkundigte er sich, was das Wort nach Deutschland koste.

Höflich gab ihm der Beamte Auskunft. Otto zog dankend den Hut. Dann verließ er rasch das Amt. Ein Auto brachte ihn nach dem Zirkus.

* * *

„Toni wollte für uns in die Bresche springen!" sagte Hollerbek zu seinem Sohn. „Wir konnten ein solches Opfer nicht annehmen. Jetzt . . . ist dir der Vorschlag gemacht."

„Ja!" sagte Markolf bitter. „Donna Juana will mit drei Millionen Peseten aushelfen. ja, mit ihrem ganzen Vermögen, wenn ich sie heirate. Sie hat einen Eid bei der Madonna abgelegt, daß sie keine Schuld an dem Unglück trägt."

„Aber sie streitet es nicht ab, daß einer ihrer Freunde in fanatischer Ergebenheit es getan haben könnte. Jedenfalls sind wir ruiniert," betonte der alte Herr. „Die Versicherungssumme hat der Lloyd beschlagnahmt. Den Zirkus selbst hat Wildt mit Arrest belegt. Der Bankier kommt morgen mit „Graf Zeppelin". Ich habe das Gefühl, daß wir von ihm nichts Gutes zu erwarten haben."

„Woraus schließt du das?"

„Ganz einfach. Er braucht unbedingt Geld. Sein Darlehen kommt allemal heraus, wenn er den Zirkus hier versteigern läßt. Du weißt, daß er sich in Diamanten festgelegt hat, von der großen Südamerikanischen Company besitzt er viel Papiere. Du hast ja gelesen, daß die Gesellschaft in diesem Jahre dividendenlos ist. Die Papiere sind rapid gefallen. Die Diamantenfelder bringen nur noch schlechte Ausbeute. Wer weiß, vielleicht sind die Papiere in Kürze Makulatur! Also, er braucht Geld."

„Mit anderen Worten, wir sind fertig und haben gerade noch so viel, um heimzufahren, wenn das Zelt nicht bald kommt!" fiel Markolf ein.

„Ja! Wir hätten hier ein kleines Zelt bauen lassen sollen. Aber das hätte ja auch zu lange gedauert. Junge, was tun wir nun?"

„Soll ich Donna Juana heiraten?"

„Nein!" sagte der alte Herr mit fester Stimme. „Du sollst dich nicht verkaufen. Lieber arm, als unglücklich. Wir haben unsere Arbeit, unseren Zirkus über alles geliebt. Jede Kreatur, die im Dienste unseres Unternehmens tätig war, und seine Pflicht tat, war uns ans Herz gewachsen, es ist schmerzlich, daß wir so geschlagen wurden, aber . . . wir wollen uns nicht selber verlieren. Nicht das Geschäft, unser Beruf, das Leben hat das erste Anrecht an uns!"

Es klopfte.

„Herein!"

Otto erschien mit froher Miene.

„Lieber Vorke, Sie machen ja ein strahlendes Gesicht!"

„Habe alle Ursache. Ich komme, um Sie zu holen, damit Sie dabei sind, wenn wir die Schatzkassette des alten Jan Hardenberg, einem Vorfahren Tonis, öffnen!"

„Schatzkassette? Wo kommt denn die her?"

„Wir haben sie von der Insel Paraio geholt. Ob wirklich Schätze drin sind, das wissen noch die Götter. Hoffentlich! Kommen Sie, meine Herren! Ich denke, es wird ganz interessant."

Sehr gespannt folgten ihm die beiden Hollerbeks nach dem Bürowagen.

Toni erwartete sie. Neben dem Tisch stand die mächtige Kassette.

Allerhand Werkzeug lag schon bereit. Otto ging unverzüglich daran, den Deckel aufzubrechen. Er setzte erheblichen Widerstand entgegen, aber endlich sprang er krachend auf.

Ein vergilbter Zettel lag obenauf . . . und drunter . . . große Enttäuschung . . . lagen lauter eiserne Kugeln, ähnlich alten, kleinen Kanonenkugeln.

Toni stieß einen Laut des Bedauerns aus.

Otto nahm das Blatt Papier.

Mühsam entzifferte er den Inhalt des kurzen, in deutscher Sprache abgefaßten Schreibens.

„Ich, Jan Hardenberg, vermache diese Kugeln meinen noch lebenden Verwandten in Deutschland, oder, wenn sie ausgestorben sein sollten, dem Finder der Kassette. Wenn er ein gescheiter Kopf ist, dann werden ihm die Kugeln viel Spaß machen. Geschrieben am 16. April 1810. Jan Hardenberg aus Keltenkirchen am Niederrhein."

„Ach, da scheint nicht viel los zu sein mit dem Schatz Toni!" fügte Otto betrübt hinzu.

Markolf nahm ein paar Kugeln in die Hand.

Sie waren ziemlich schwer und mit dickem Rost überzogen. Sonst war nichts besonderes an ihnen zu sehen.

„Der alte Hardenberg hat sich einen Scherz erlaubt!" seufzte Toni. „Ach, ich wünsche mir gar keine Schätze, aber . . . wir hätten sie so gut für den Zirkus gebrauchen können. Schade!"

„Sie gutes Mädel!" sagte der alte Herr dankbar. „Immer wollen Sie helfen."

„Was wird nun werden?" fragte Toni.

Herr von Hollerbek senkte das weiße Haupt. Wir müssen heimfahren. Bald wird der Zirkus Hollerbek nicht mehr sein."

Tiefe Traurigkeit war in aller Herzen.

* * *

Toni konnte in dieser Nacht nicht recht einschlafen. Immer spukten ihr die Kanonenkugeln des Vorfahren im Kopfe herum.

Was hatte Jan Hardenberg für den Finder geschrieben? . . . wenn er ein gescheiter Kopf ist, dann werden sie ihm viel Spaß machen . . .

Hinter diesen Worten mußte etwas stecken.

Das Mädchen fand keine Ruhe.

Stand wieder auf und knipste das Licht an. Zog mit aller Kraft den schweren Kasten ans Licht und betrachtete die Kugeln.

Dann nahm Toni sie heraus und legte sie einzeln auf den Schreibtisch. Das erste, was das Mädchen feststellte, war, daß sie verschiedenes Gewicht hatten.

Toni öffnete ein kleines Wagenfenster und spähte hinaus. Richtig, da war ihr getreuer Ekkehard, Max Sauerkraut, und hatte, wie immer, vor der Tür seinen Posten bezogen. Er schlief in unmittelbarer Nähe in einem Rohrlehnstuhl.

Aber er hatte einen leichten Schlaf und wachte sofort auf, als das Fensterchen sich öffnete.

„Brauchen Sie was, Fräulein Toni?"

„Ja, Max! Gehen Sie bitte in den Stall und lassen Sie sich von Marquardt ein Putzmittel geben, mit dem ich diese Kugeln blank kriege. Hier, nehmen Sie eine Kugel mit."

Max trollte sich eiligst davon und kehrte bald mit einer Dose zurück.

„Kann ich Ihnen helfen, Fräulein Toni?"

„Ja, Max, kommen Sie! Wir haben eine Menge Kugeln zu putzen."

Max ließ es sich nicht zweimal sagen. Wenn ihn Toni zu „Caesar" in den Käfig geschickt hätte, er wäre wahrscheinlich auch gegangen. Denn er hing mit grenzenloser Ergebenheit an dem Mädchen.

(Fortsetzung folgt)

Der Blutegel

Eine wahres Tiroler Geschichtchen von E. Trost-Hohenaschau

Der Voitl-Lois von Lechenberg besitzt ein recht ansehnliches Gütl droben auf der Lechenhöhe, im Stall schönes, geflecktes Pinzgauer Vieh, außerdem ein großes Stück Wald und etliche Aecker und Wiesen, von denen freilich einige so steil an den Hängen liegen, daß man nicht mehr mit dem Wagen dort fahren kann, sondern das Heu mit Hilfe von mächtigen Tragkörben, den „Kraxen", auf dem Rücken in den Stadel heimbefördern muß. Dafür aber hat der Voitl-Lois ein paar handfeste, schon fast erwachsene Buben und Mädeln, die ihm nach Kräften helfen, und ein tüchtiges Weib, das von früh bis spät schafft und ihm Haus und Hof in bester Ordnung hält.

So wäre denn alles schön und gut, wenn der Voitl-Lois halt nur nicht immer gar so arg vom „Wehdam" geplagt würde. Das ist ein allgemeines Unbehagen, das sich aus Kopfweh, Gliederreißen, Magendrücken und ähnlichen unangenehmen Dingen zusammensetzt und dem alten Voitl viel Beschwerden verursacht. Aber an einem schönen Frühlingsmorgen, während der Voitl-Lois gerade vor der Stalltür Scheithölz klein hackt, zwickt und reißt es ihn wieder einmal besonders schlimm in allen Gliedern. Da legt er denn kurz entschlossen die Axt zur Seite, stapft in die Küche zu seiner Bäuerin und erklärt energisch: „Alte — iatzta halt' i den Wehdam nimmer aus. Tu mir's Feiertagsg'wand außer. I geh zum oit'n Kräuter-Steffl nach Forchenleiten ummi und laß mir vo eahm a Trankerl verschrei'm."

Damit ist's gesagt, und der Voitl-Lois führt seine Absicht auch sogleich aus. Denn da oben im Gebirge wandert man zwar gern stunden- und sogar halbe Tage lang, um einen im Waldwinkel hausenden, als Kurpfuscher und „Leutkurierer" bekannten Kräutersammler oder Kohlebrenner aufzusuchen. Zum Doktor aber geht man nicht. Den holt man höchstens, wenn der Kranke bereits nach dem Pfarrer verlangt, denn der Doktor wohnt im Dorf und der Pfarrer auch, und das ist dann ein Weg. Und wenn der Patient stirbt, hat man halt wieder einmal Gelegenheit, ausgiebig über die „g'studierten Herrn" zu schimpfen, die ja doch rein gar nichts verstehen.

Der Voitl-Lois marschiert also rüstig über steinige Wald- und Almwege zu hinterst in die Forschenleiten, hinüber, wo der alte, krumme Kräuterstessl in seiner halbverfallenen Hütte wohnt und den Bergbauern für Geld und gute Worte die sonderbarsten Tränke und Salben gegen unterschiedlichste Krankheiten mischt. Nachdem der Voitl dem Kräuterstessl ausführlich von seinen Beschwerden berichtet hat, weiß der Alte auch in diesem Fall natürlich sofort Rat: Dieser „Wehdam" käme von einer „blauen Nier'n" und vom gestauten Blut, erklärt er höchst kategorisch und macht sich gleich daran, eine würzig riechende braune Flüssigkeit zusammenzubrauen und in eine gewaltige Flasche zu füllen. Das Tränklein — sowohl zum Einnehmen als auch zum Einreiben bestimmt — gibt er dem Patienten mit und schärft ihm überdies noch ein, so bald wie möglich in die Apotheke nach Mühlau zu gehen, daselbst ein paar Blutegel zu erstehen und sie sich anzusetzen: „Denn dö Blutegel, dö zuzzeln dös g'stockte Blaat allsammt außa, Voitl, vostehst?!"

Der Voitl-Lois ist sehr befriedigt und wandert zunächst einmal wieder nach Hause. Gleich am anderen Morgen aber macht er sich auf den mehrstündigen Weg nach der kleinen Bezirksstadt und begibt sich sogleich in die Apotheke. Der Herr Apotheker Tschurtschenhofer steht mitten in seiner Offizin und ist gerade in recht wenig rosiger Stimmung. Hat ihm doch soeben der Steuerbote wieder einmal einen ganzen Pack Steuerzettel auf den Tisch gelegt, Haussteuer, Gewerbesteuer, Umsatzsteuer, Einkommensteuer und noch eine ganze Menge so Zeug. Da soll ein ehrlicher Christenmensch, der sich Tag für Tag plagt und müht, noch seine gute Laune behalten! Der Herr Doktor der Pharmazie fragt also den Voitl-Lois ziemlich barsch nach seinem Begehr. Und als der Bauer den Wunsch nach einigen Blutegeln kund tut, erwidert Tschurtschenhofer kurz, hier gebe es keine, denn man lebe bereits eine gute Weile im zwanzigsten Jahrhundert, wo es längst nicht mehr üblich sei, in allen Apotheken Blutegel vorrätig zu haben. Damit ist aber der Voitl wenig zufrieden, er will die Vorschriften, die ihm der Kräuterstessl gegeben hat, ganz genau befolgen und erkundigt sich dringlich, ob man nicht vielleicht irgendwo sonst die Blutegel bekäme. Da kommt dem Apotheker urplötzlich ein Gedanke, er lächelt spitzbübisch und sagt nun sehr freundlich: „Weißt was, Bauer — da gehst jetzt da die Hauptstraß'n runter und dann links um's Eck. Dort steht a großes, gelbang'strichenes Haus, da gehst hinein, machst gleich die erste Tür rechter Hand auf und fragst wieder um die Blutegel. Dort gibt's welche!"

Der Voitl-Lois bedankt sich schön für die freundliche Auskunft, verläßt die Apotheke, geht die Hauptstraße hinunter, findet richtig das große, gelbe Haus und marschiert stramm durch die erste Tür auf der rechten Seite des Korridors. Nun steht er mitten in einem großen Kanzleiraum, in dem vorne an einem Schreibtisch ein älterer Herr sitzt, während im Hintergrund des Raumes ein jüngerer und zwei nette Fräuleins sich eifrig über umfangreiche Aktenfaszikel beugen. „Was wollen Sie denn hier?" fragt der ältere Herr verwundert, und der Voitl-Lois entgegnet treuherzig, er bitte halt recht schön um ein paar Blutegel, er brauchte sie so notwendig und man habe ihm gesagt, hier wären welche vorhanden.

Daraufhin kichern die zwei Fräulein im Hintergrund, und der junge Herr prustet in sein Taschentuch. Der alte Herr aber springt mit krebsrotem Gesicht wütend auf und faucht den Bauern an: „Was fällt denn Ihnen ein, Sie unverschämter Kerl? Sie wollen uns verhöhnen? Hier ist das staatliche Finanzamt, eine öffentliche Behörde. Diese Beleidigung wird Ihnen teuer zu steh'n kommen!"

„Wos, 's Finanzamt is dös? Und der Herr Apotheker hat do ausdrücklt g'sogt, daß' do Blutegel gäb", stottert der Voitl ganz verdattert. Der cholerische alte Herr schimpft weiter: „Sofo, der Apotheker hat Ihnen dös mit den Blutegeln beibracht? Den kenn' ich schon, hat mir schon öfter allerhand Possen gespielt. Keine Steuern will der zahlen und obendrein noch die Behörde verulken. Aber dem komm' ich schon. Eine derartige Beamtenbeleidigung lassen wir uns hier auf dem Amt nicht g'fallen!"

Der Voitl-Lois muß ganz genau berichten, wie sich die Sache mit der falschen Auskunft zugetragen hat, und der alte Herr — es ist der würdige Vorstand des Finanzamtes von Mühlau, der dem lustigen und zu allerlei Späßen stets aufgelegten Apotheker schon lange nicht grün ist — nimmt ein förmliches Protokoll auf. Dann wird der Voitl wieder entlassen und stapft in seinen Berghof zurück, kopfschüttelnd und brummend über die dummen Stadtleut' und ihre unverständliche Narretei.

Der Apotheker aber erhielt umgehend einen Strafbefehl über fünf Schillinge wegen Beleidigung einer Behörde. Er bezahlt die Strafe anstandslos, setzt sich aber in der nächsten freien Stunde hin und verarbeitet die Geschichte mit den Blutegeln und dem Finanzamt zu einem witzigen Gedicht in Knittelversen. Das Gedicht erscheint denn auch alsbald im Kreisblatt, alle Leute haben ihre helle Freude daran, in der ganzen Gegend lacht man über die Sache, und der Apotheker Tschurtschenhofer kriegt obendrein noch zwölf Schillinge Honorar. Und wie er am nächsten Stammtischabend dieses Geld zu seiner und seiner Freunde Erbauung in süffigen Tiroler Roten umsetzt, läßt die ganze Tafelrunde den Voitl und seinen „Wehdam" und sogar — das Finanzamt hochleben.

Eine geglückte Herzoperation

Aka. Neulich wurde im Stockholmer Krankenhaus Sabbatsberg eine bemerkenswerte Herzoperation vollzogen, während welcher das Herz des Patienten im Laufe von vier Minuten stillhalten mußte. Ein junger schwedischer Arzt, Dr. Clarence Crafoord, hat durch einen entschlossenen und schnellen Einschnitt bei einer Patientin eine Herzthrombe entfernt. Das Herz wurde bloßgelegt und der Herzschlag während der vier Minuten, die zur Operation nötig waren, unterbrochen. In diesen kritischen Augenblicken atmete die Patientin nicht und war beinahe wie tot. Die Operation gelang und die Patientin hat ihre Gesundheit wiedererlangt. Dr. Crafoord hat schon zweimal früher ähnliche Operationen ausgeführt. Da Professor Gunnar Nyström in Upsala ebenfalls zwei ähnliche Operationen und die Berliner Professoren Hirschner und Meyer drei solche Operationen ausgeführt haben, so kann die medizinische Wissenschaft schon acht glückliche Herzoperationen verzeichnen.